

3 Sexualität und Familie

In den folgenden Abschnitten soll anhand von ausgewählten Beispielen der kindlichen Sexualentwicklung, der Phase der Pubertät und der sexualisierten Gewalt der Einfluss familiärer Entwicklungsbedingungen auf die Sexualität der Heranwachsenden beschrieben werden.

3.1 Sexuelle Entwicklung und familiärer Umgang – kindliche Sexualität

Kinder sind von Beginn an sexuelle Wesen. Die sexuelle Entwicklung des Menschen beginnt bereits pränatal. Sie wird von unterschiedlichen Faktoren beeinflusst. Das sind im Wesentlichen biologische, psychologische, kulturelle und soziologische Faktoren. Die Entwicklung der kindlichen Sexualität ist in das familiäre Leben eingebettet. Die Familie bestimmt in den ersten Jahren weitgehend das soziale Umfeld und somit auch, in welchem Rahmen Kinder in ihrer (sexuellen) Entwicklung gefördert oder behindert werden (zum Beispiel Erikson, 1973; Freud, 2009; Fried, 2010a, 2010b, 2010c, online; Weller, 2010; Wuketits, 1997).

In den westlich dominierten Gesellschaften ist die Zweigeschlechtigkeit in der Regel das vorherrschende geschlechtliche Ordnungsprinzip. Dies zeigt sich auch in der Wissenschaft. In der Soziobiologie und Evolutionstheorie wird die menschliche (sexuelle) Entwicklung weitestgehend auf die Zweigeschlechtlichkeit zurückgeführt. Von diesem Stand-

punkt aus betrachtet, entsteht der biologische Geschlechtsunterschied beim Menschen durch die unterschiedliche Ausprägung von Keimzellen. Diese Ausprägung zeigt sich in den unterschiedlichen männlichen und weiblichen Geschlechtsmerkmalen. Durch diese biologischen Unterschiede bedingt, können sich die Menschen auf natürlichem Weg nur zweigeschlechtlich und durch sexuelle Paarung fortpflanzen (vgl. Wuketits, 1997, S. 118). Die Soziobiologie sieht im Mittelpunkt der sexuellen und partnerschaftlichen Entwicklung und Verhaltensweisen das Reproduktionsinteresse der Individuen (vgl. Voland, 2000, S. 135). Nur durch erfolgreiche Reproduktion könnten Gene weitergegeben werden. Dadurch werde die Auseinandersetzung mit möglichen Geschlechtspartner_innen nötig, aber es entsteht auch ein Selektionsdruck durch Konkurrenz innerhalb der jeweiligen Geschlechtsgruppe. Dies wird aus traditioneller Perspektive neben natürlichen Veränderungen als ein Motor der menschlichen Evolution betrachtet.

Die Soziobiologie kann so einfache und verständliche Erklärungen für Phänomene menschlicher Entwicklungen liefern, indem sie diese auf rein biologisch-evolutionäre Ursachen reduziert. Dabei werden jedoch zum einen oft soziale und kulturelle Faktoren unterschlagen oder nicht berücksichtigt. Wilson (2013) und Wuketits (1997, 2000, 2001), zwei bedeutende Vertreter der Soziobiologie, haben hier in den letzten Jahren Kritik an den eigenen Fachtheorien geübt und die soziokulturellen Bedingungen in ihre Überlegungen einbezogen.

Zum anderen, so einfach diese Erklärungen aus dem Feld der Soziobiologie und Evolutionspsychologie zum Teil auch sind und so einleuchtend sie gerade deswegen zu sein scheinen, so unvollständig sind sie oft, oder sie könnten sogar falsch sein. Denn im Sinne eines ganzheitlichen Blickes auf Sexualität und menschliche Entwicklung sparen einige dieser Theorien wichtige biologische Aspekte, wissenschaftliche Erkenntnisse und die menschliche Vielfalt aus. Mehrere Wissenschaftler_innen haben in den letzten Jahren dazu kritische Arbeiten vorgelegt und unter anderem die Zweigeschlechtlichkeit und die daraus resultierende Rollenverteilung sowohl aus sozialwissenschaftlicher wie biologischer Sicht widerlegt (vgl. Fausto-Sterling, 2000; Palm, 2010; Schmitz, 2006; Voß, 2011a, 2011b).

Wird Sexualität ganzheitlich betrachtet, dann ist das Interesse an Fortpflanzung und an sexuellem Verkehr mit dem anderen Geschlecht

nur ein Aspekt der sexuellen Entwicklung. Zudem gehört es zu großen Teilen in die erwachsene Sexualität. Die kindliche Sexualität ist auf das eigene Selbst fokussiert und nicht auf partnerschaftliche Sexualität, der Sexualtrieb ist autoerotisch (vgl. Freud, 2009, S. 108). Zur Beschreibung der kindlichen Sexualentwicklung bietet sich die von Freud (vgl. Freud, 2009, S. 75–107) vorgenommene Einteilung an. Die von ihm aus psychoanalytischer Sicht beschriebenen Entwicklungsstände wurden in der wissenschaftlichen Weiterentwicklung kritisiert und ergänzt, zum Beispiel um psychosoziale (etwa Erikson, 1973). Freud hat seine Arbeit zur infantilen Sexualität (vgl. Freud, 2009, S. 75–107) vor etwa 100 Jahren geschrieben, unter dem Einfluss des Zeitgeistes und auf der Grundlage der damals verfügbaren wissenschaftlichen Erkenntnisse. Die pränatale Entwicklung war ihm somit weitgehend unbekannt. Als Grundgerüst der Entwicklung kindlicher Sexualität ist das Modell weiterhin aber durchaus geeignet, solange es als eine theoretische Beschreibung, als Handwerkszeug zum Verständnis kindlicher Sexualität, als eine Basis angenommen wird und nicht als Dogma. Bei der Beschäftigung mit der menschlichen Sexualität und ihren Entwicklungsbedingungen sollte bei aller Fachlichkeit und Stringenz der Blick nicht zu eingeschränkt sein. Die interdisziplinäre Betrachtung kann gerade im pädagogischen Kontext die Möglichkeit von neuem Verständnis und damit neue Wege und Zugänge schaffen.

Die Einteilung der Phasen nach Freud (2009) kann zeitlich variieren und diese können ineinander übergehen, sodass die klare Abgrenzung in der Praxis nicht immer möglich ist oder beschriebene Handlungen gleichzeitig wahrgenommen werden (zum Beispiel bei sogenannten Frühstarter_innen oder Spätentwickler_innen). Abhängig ist die Entwicklung auch von den sozialen und kulturellen Umgangsformen und Gewohnheiten bei Pflege, Betreuung und Erziehung der Kinder. Die frühen Bezugspersonen spielen eine wichtige Rolle bei der sexuellen Entwicklung eines Kindes (vgl. Fried, 2010a, 2010b, 2010c, online; Wanzeck-Sielert, 2008; Weller 2010). Anhand der Beschreibung des Phasenmodells von Sigmund Freud können auch die Einflüsse des Umfeldes gut sichtbar gemacht werden.

Die orale Phase umfasst das erste Lebensjahr. Der Mund dient als Lustorgan. Kinder machen ihre ersten lustvollen Erfahrungen durch das Saugen an der Mutterbrust oder der Flasche und dem Erforschen

von Gegenständen mit dem Mund. Die Haut, als größtes Sinnesorgan, spielt ebenfalls eine wichtige Rolle bei der emotionalen Entwicklung. Über den Körper- und Hautkontakt mit der Mutter und anderen wichtigen Bezugspersonen wird Nähe hergestellt und die Bindung gestärkt. Kinder nehmen das Spüren von Nähe, Berührungen und Zärtlichkeiten wahr, aber unbewusst auch vorhandene Ablehnung und Ekel und ebenso den Umgang mit den Sexualorganen und die Art und Weise, wie Eltern ihre Kinder waschen und säubern. Dies hat Einfluss auf das kindliche Körperbewusstsein und die Bindungsstärke. Die Einstellung und der Umgang der Erwachsenen prägen von Beginn an die psychosoziale Entwicklung, die Stärke des Urvertrauens und beeinflussen damit die Sexualität (vgl. Freud, 2009, S. 79–86; Fried, 2010a, 2010b, 2010c, online; Wanzeck-Sielert, 2003, S. 6–10, 2008, S. 364f.; Weller, 2010).

Die anale Phase beginnt im zweiten Lebensjahr. Wichtigste Lustquelle ist jetzt die Analse. Der Mund tritt in den Hintergrund, da das Interesse und Bewusstsein für die Genitalien und die Körperausscheidungen wächst. Der Umgang mit dem Schließmuskel wird erlernt (etwa mit eineinhalb Jahren) und dieses Können eingesetzt. Dies sind erste Autonomieentscheidungen des Kindes. In dieser Zeit ist eine Lust am Matschen im Essen, im Sand, aber auch im Kot oder Urin zu beobachten. Es ist wichtig, Kindern die Möglichkeit und die Zeit zu geben, diese Matschphase auszuleben. Erwachsene sollten die Sauberkeitserziehung liebevoll und gelassen begleiten und nicht zu viel Druck ausüben. Es passiert mehr oder weniger häufig, dass Kinder einnässen, da sie versuchen, ihre Blase zu kontrollieren. Reagieren Eltern hier nicht gelassen genug, kann dies schnell zu einem Machtspiel zwischen Eltern und Kind werden. Eltern sollten sich hier nicht zu sehr durch gesellschaftliche (Sauberkeits- und Zeit-)Zwänge leiten lassen. Ebenso wie eine übertriebene Sauberkeitserziehung im Sinne des »Trocken-Werdens« ist eine lange Windelphase beziehungsweise ständiges Windeltragen für die kindliche Entwicklung ungünstig. Zum einen beginnt in dieser Phase die Schamentwicklung, die die Eltern mit ihrer Moral beeinflussen. Zum anderen entwickeln Kinder ein Interesse an ihren Geschlechtsteilen und wollen diese entdecken, was durch eine Windel behindert wird (vgl. Freud, 2009, S. 87–95; Fried 2010a, 2010b, 2010c, online; Schuhrke, 1998, S. 8–13, 2005, S. 15–18, 47; Wanzeck-Sielert, 2003, S. 6–10,

2008, S. 365–367; Weller, 2010). Vom dritten bis zum fünften/sechsten Lebensjahr schließt sich die phallisch-genitale Phase an. Die Entwicklung des sexuellen Interesses setzt ein. Freud (2009) beschrieb diese Zeit als »Frühblüte« und sie wird oft als kleine Pubertät bezeichnet. Die Kinder interessieren sich stark für ihren Körper, aber auch für den anderer Menschen. Es ist die Phase der ersten geschlechtlichen Identifikation. Die Geschlechtsrolle wird bewusst wahrgenommen. Jungen und Mädchen vergleichen sich mit Männern und Frauen. Sowohl körperlich und geschlechtlich als auch beim sozialen Verhalten. Die soziale und sexuelle Neugier äußert sich in sozialen Rollenspielen, Familie spielen, Vater-Mutter-Kind-Rollenspielen und Doktorspielen. Das soziokulturelle Umfeld prägt in dieser Phase die Unterschiede im Umgang mit Sexualität. Die Schamgrenzen und moralische Normen und Werte werden verinnerlicht. Es können in dieser Zeit für Kinder erste ernsthafte psychische Krisen (zum Beispiel Triangulierungskonflikte) entstehen, da es zu familiärer Konkurrenz kommt (die Tochter will den Vater heiraten, der Sohn die Mutter). Freud hat dies als Ödipuskomplex beschrieben (vgl. Fried, 2010a, 2010b, 2010c, online; Rohrmann, 2003, S. 3–5; Schuhrke, 1998, S. 8–13, 2005, S. 15–18, 63, 80–84; Wanzeck-Sielert, 2003, S. 6–10, 2008, S. 365–367; Weller, 2010).

Die kindliche Sexualität zeigt sich in nichtgenitalen sowie genitalen Formen. Probleme beim Umgang mit ihr durch die Erwachsenen können vor allem bei den genitalen Ausdrucksformen auftreten, da der nichtgenitale Bereich leichter akzeptiert wird beziehungsweise norm- und alltagskonformer ist (zum Beispiel Baden, Massagen und Zärtlichkeiten wie Streicheln oder Kuscheln). Gegenüber dem genitalen Bereich kann jedoch Unsicherheit oder sogar Ablehnung bestehen. Die Ursachen hierfür sind zum einen in der gesellschaftlichen Sexualkultur mit ihren Normen und Werten, zum anderen aber auch in der Biografie der Eltern zu suchen. Für die Persönlichkeitsentwicklung muss sich ein Kind jedoch voll und ganz angenommen und geliebt fühlen und nicht nur teilweise. Das gilt für alle Bereiche der Persönlichkeit, wird aber bei der Sexualität besonders deutlich.

Dabei muss immer beachtet werden, dass sich die kindliche Sexualität deutlich von der Erwachsenensexualität unterscheidet. Kinder handeln egozentrisch, autoerotisch und möchten schöne Gefühle und körperliches Wohlgefühl erfahren, zum Beispiel durch sinnliche Er-

fahrungen über die Haut oder den Mund als Säugling. Sie sind nicht beziehungsorientiert im Sinne eines festen Sexualpartners bzw. einer Sexualpartnerin und handeln nicht mit der Motivation, Liebe zu einer bestimmten Person auszudrücken. Kinder suchen ganzheitliche Befriedigung. Es gibt keine Trennung zwischen nichtgenitaler (zum Beispiel Zärtlichkeit und Sinnlichkeit) und genitaler Sexualität beim Kind. Sie sind demzufolge nicht zielorientiert, nicht auf den Lusthöhepunkt ausgerichtet und streben keinen Geschlechtsverkehr an. Sie konzentrieren sich nicht ausschließlich auf ihre Geschlechtsteile, sondern erforschen und entdecken ihre Körper (vgl. Philipps, 2010, S. 1; Freund & Riedel-Breidenstein, 2006, S. 8f.). Anfänglich sind Kinder keinen Sexualnormen unterworfen, sie nehmen ihre Sexualität an, wie sie ist, als etwas zur Persönlichkeit natürlich Dazugehörendes. Das Schamgefühl entwickelt und manifestiert sich frühestens im Kindergartenalter ab etwa drei Jahren, in der Regel ab fünf Jahren (vgl. Schurke 1998, S. 8–13, 2005, S. 18, 32, 46, 63). Sexuelle Aktivitäten bei Kindern sind in diesem Kontext zu sehen und zu bewerten. Bereits Neugeborene berühren ihre Genitalien und erleben dies als etwas Schönes und Lustvolles. Die Fähigkeit zum Orgasmus ist bereits bei Säuglingen vorhanden (vgl. Sigusch, 2005, S. 188–191). Ab dem zweiten Lebensjahr gibt es gezielte Berührungen der Genitalien zur Erregung. Mit etwa drei Jahren kann es zu Doktorspielen und/oder anderen Rollenspielen kommen. Der kindliche Forschungsdrang setzt ein und nimmt auch die Sexualität und den Körper nicht aus. Kinder entwickeln Interesse, den eigenen und den Körper anderer zu entdecken. Die Unterschiede der Geschlechtsorgane werden bewusst wahrgenommen. Kinder erleben auch durch gegenseitige Berührungen und gemeinsames Kuscheln Zärtlichkeit. Da die kindliche Aktivität noch nicht oder nur ansatzweise schambehaftet erfolgt, kann es auch zu Handlungen kommen, die Erwachsene verstören. Kinder beobachten sich auch interessiert beim Toilettengang, beim Baden oder beim Umziehen. Es kann zu spielerischer Imitation von Geschlechtsverkehr in Form von Aufeinanderlegen, Stöhnen, Nachahmen von Bewegungen, aber auch dem Nachspielen von Geburtsszenen kommen. Auch die Körperöffnungen sind für Kinder interessant und es kommt vor, dass Kinder sich selbst oder gegenseitig Dinge in den Po oder die Vagina stecken. Ab dem Grundschulalter lässt das Interesse der Kinder nach, wird jedoch oft weniger wahrgenommen,

da Kinder bereits gesellschaftliche Normen, Werte und Schamgrenzen stärker verinnerlichen und sich dementsprechend verhalten. Sie suchen zum Beispiel bewusst unbeobachtete Plätze auf oder unterlassen Handlungen aus Angst vor Bestrafung. In dieser Phase treten erste Formen von Gefühlen des Verliebtseins zu bestimmten Personen auf. Kinder beginnen sich in dieser Phase gezielter für Medien zu interessieren und suchen auch nach Informationen über Sexualität (vgl. Freund & Riedel-Breidenstein, 2006, S. 10–15; Wanzeck-Sielert, 2008, S. 367–370).

Die oben genannten Aktivitäten gehören alle zur möglichen Bandbreite der Entwicklung eines Kindes und sind so zu bewerten. Es besteht jedoch oft Unsicherheit über die Grenzen, an denen Erwachsene einschreiten sollten, um sexuelle Übergriffe zu verhindern. Dazu ist eine gute Kenntnis der kindlichen Sexualität wichtig, um Verhalten und Aktivitäten einzustufen und die kindliche Entwicklung einschätzen zu können. Bei gemeinsamen Aktivitäten von Kindern, wie zum Beispiel Doktorspielen, können folgende Kriterien helfen, die Situation objektiver einzuschätzen. Die (sexuellen) Aktivitäten finden unter Kindern gleichen Alters statt, beziehungsweise beträgt der Altersunterschied nicht mehr als zwei Jahre im Vor- und Grundschulalter. Es sind Kinderspiele, die gleichberechtigt und vom gegenseitigen Interesse geprägt sind. Es gibt kein Machtgefälle, keine Unterordnung, keine Erpressung und keine Belohnungssysteme. Als zentrale Merkmale sexueller Übergriffe unter Kindern sind Macht und Unfreiwilligkeit zu nennen (vgl. Freund & Riedel-Breidenstein, 2006, S. 10, 19–28).

Zur Betrachtung frühkindlicher Entwicklung gibt es auch andere Modelle, zum Beispiel aus Sicht der Bindungstheorie (zum Beispiel nach Bowlby, 1975) oder der kognitiven Entwicklung (zum Beispiel nach Piaget, 1986). Die Bedeutung der familiären Sozialisationsbedingungen auf die Entwicklung der Kinder wird bei allen Modellen deutlich.

3.2 Pubertät und Postpubertät – aktuelle Entwicklungen

Traditionell kam es mit dem Jugendalter zu einer Abnabelung von der Herkunftsfamilie und folglich zu einer Jugendsexualität, die zu großen

Teilen unbemerkt und/oder außerhalb der Familie gelebt wurde. Im Zuge der sexuellen Revolution, die die sexualfeindliche Haltung zum Beispiel in Bezug auf die Masturbation, die partnerschaftlichen/sexuellen Kontakte von Jugendlichen oder die Rollenbilder veränderte, kam es zu einer »Familiarisierung« der Jugendsexualität (vgl. Sigusch, 2005, S. 36). Die Geschlechtertrennung wurde aufgehoben. Mädchen und Jungen wachsen gemeinsam auf, erhalten die gleichen Bildungsmöglichkeiten und haben – zumindest offiziell – die gleichen Chancen auf dem Arbeitsmarkt. »Die sexuelle Betätigung im Jugendalter, allein oder zu zweit, wird von vielen Eltern akzeptiert oder sogar befürwortet. Geschlechtsverkehr findet ganz überwiegend nicht mehr heimlich an konspirativen Orten statt, sondern zu Hause inmitten der Familie« (Sigusch, 2005, S. 36). Jugendliche müssen sich heute in der Regel nicht mehr heimlich verabreden, sondern können sich offiziell zu Hause treffen und dies mit ihren Eltern kommunizieren. Die andere Seite der Familiarisierungs-Medaille ist, dass Eltern ihre Kinder so auch leichter unter Kontrolle haben und wissen, was sie wo tun.

Ein weiterer Punkt, der die Familiarisierung der Sexualität von Jugendlichen und jungen Erwachsenen beeinflusst, ist, dass diese heute länger bei ihren Eltern leben. Für diese Entwicklung wurde der Begriff der Postadoleszenz geprägt. Durch Verlängerung der Bildungs- und Ausbildungsdauer hat sich seit den 1960er Jahren der Übergang vom Jugendlichen- in das Erwachsenenalter verzögert. Die Kindheit wurde aufgrund früherer sexueller Reife kürzer, und die Jugendzeit bis zum 30. Lebensjahr ausgedehnt. Dies führte zu einer früheren soziokulturellen Selbstständigkeit bei späterer sozioökonomischer Selbstständigkeit. Die Übernahme von Verpflichtungen im Arbeits- und Familienleben wurde zeitlich verschoben, zum Teil bis in das dritte Lebensjahrzehnt. Jugendliche wohnen heute länger bei ihren Eltern bis zum ersten Auszug bzw. gibt es oft eine Rückkehr in das Elternhaus nach dem ersten Auszug, zum Beispiel wenn dieser durch den Beginn einer Ausbildung oder eines Studiums nötig war. Es ergibt sich insgesamt eine längere soziale und materielle Abhängigkeit von der Familie/den Eltern.

Hier spielen die wirtschaftlichen familiären Verhältnisse eine entscheidende Rolle. Hervorzuheben sind an dieser Stelle Familien mit Arbeitslosengeld II (ALG II)-Bezug. Junge Erwachsene in der Bundesrepublik ohne eigenes ausreichendes Erwerbseinkommen dürfen nach

geltendem Recht bei ihren Eltern nicht unter dem 25. Lebensjahr ausziehen, wenn sie ALG II beziehen. Auch in anderen europäischen Ländern gestaltet sich die Situation für junge Menschen, selbstständig mit eigenem Haushalt zu werden, schwierig. Dies betrifft vor allem Länder wie zum Beispiel Spanien oder Italien, deren Situation zurzeit von wirtschaftlich-finanziellen Problemen, hoher Jugendarbeitslosigkeit und geringen Einkommen gekennzeichnet ist.

Hier zeigen sich bereits zwei gegenläufige Entwicklungen. Einerseits nimmt, wie oben beschrieben, der Einfluss der Familie auf die Jugendlichen ab. Sei es durch eine frühere sexuelle und soziokulturelle Reife, den stärkeren und zum Teil durch Eltern nicht oder nur teilweise kontrollierbaren Medieneinfluss und -konsum, den stärkeren Einfluss der Schule durch die zeitliche Ausweitung zu Ganztagschulen oder den Einfluss von Peer-Groups und Subkulturen. Andererseits leben Jugendliche heute – teilweise – länger in der Herkunftsfamilie und sind länger ökonomisch abhängig, was sie wiederum an die Familie bindet und zwangsläufig dazu führt, dass sie ihre Sexualität dort intensiver leben (müssen).

Ein zweiter Punkt soll als aktuelle Entwicklung betrachtet werden. Eine Beschäftigung mit Jugendsexualität ist heute ohne die Betrachtung der digitalen Welt nicht mehr denkbar. Medien können nicht mehr weitgehend vom Elternhaus oder anderen Sozialisationsinstanzen, die sie, wie zum Beispiel die Schule, gezielt einsetzen, kontrolliert werden. Die digitale Welt ist allgegenwärtig und immer verfügbar. Online zu sein, die digitale Welt zu nutzen, aber auch selbst für diese verfügbar zu sein, ist für die heutige Generation der Jugendlichen Teil ihres Lebens. Weiter oben wurde die Stellung der Medien als Sozialisationsinstanz beschrieben und mit einigen ausgewählten Studienergebnissen belegt. Sowohl für die Sexualwissenschaft als auch für die sexuelle Bildung ist es interessant und für die professionelle Ausrichtung nicht unbedeutend, wie sich die Jugendsexualität im Zusammenspiel mit den digitalen Medien entwickeln wird. Es könnte durchaus ein Wandel anstehen, einerseits den Sex im Netz, den Cybersex, betreffend, aber auch bezogen auf das Anbahnen, die Erhaltung, das Beenden, also die allgemeine Kommunikation von Partnerschaften (vgl. Neubauer, 2008, S. 381). In der Studie *PARTNER 4 – Sexualität und Partnerschaft ostdeutscher Jugendlicher im historischen Vergleich*

2013 (vgl. Weller, 2013a, 2013 b), gaben 29% der Jugendlichen und jungen Erwachsenen an, im Internet bereits erotisch kommuniziert zu haben. 11% der weiblichen und 15% der männlichen Jugendlichen haben über das Internet reale Sexualpartner kennen gelernt, 19% der weiblichen und 11% der männlichen Studienteilnehmer_innen haben selbst erotische Fotos oder Filme von sich selbst produziert (sogenanntes Sexting, vgl. Weller, 2013a, S. 8). Der Kontakt mit Pornografie ist hoch, 68% der weiblichen und 90% der männlichen Jugendlichen haben bereits Erfahrungen damit. Die anderen Jugendlichen (etwa ein Drittel der Mädchen und 10% der Jungen) lehnen Pornografie ab. 80% der Jugendlichen geben an, dass sie durch Pornografie wenig oder kaum verunsichert werden. Zur sexuellen Stimulation nutzen 61% der masturbationsaktiven Jungen und 15% der Mädchen Pornografie (vgl. Weller, 2013a, S. 7).

3.3 Sexualisierte Gewalt

Die Sexualität in der Familie ist auch unter dem Blickwinkel sexualisierter Gewalt zu berücksichtigen. Ein überwiegender Teil der Straftaten in diesem Bereich findet im familiären und familiennahen Rahmen statt. Die Daten im Hellfeld¹⁰ geben hier bei § 176 StGB Sexueller Missbrauch von Kindern, etwa 50% Täter aus dem Verwandten- und Bekanntenkreis an (vgl. BKA, 2009, Tab. 92; BKA, 2012a, Tab. 92/2). 2011 wurden laut Polizeilicher Kriminalstatistik (PKS) 12.444 Fälle nach § 176 StGB zur Anzeige gebracht (BKA, 2012a, S. 151). 2009 wurde mit 11.319 Fällen der niedrigste Wert seit 1993 angegeben, allerdings geht die PKS von einer hohen Dunkelziffer in diesem Bereich aus (PKS – Kurzbericht, BKA, 2009, S. 9). Dies wird durch Studien im Dunkelfeld¹¹ bestätigt. Dunkelfeldstudien gehen von einer überhöht angegebenen Fremd-Täter-Quote im Hellfeld aus und geben bis zu 72%

10 Als Hellfeld wird der Teil der Straftaten bezeichnet, die der Polizei bekannt sind und in der Polizeilichen Kriminalstatistik (PKS) vermerkt werden.

11 Als Dunkelfeld wird der Teil der Straftaten bezeichnet, die der Polizei nicht durch Anzeige oder Eigermittlung bekannt sind. Diese werden demzufolge nicht in der PKS erfasst. Daten aus dem Dunkelfeld werden zum Beispiel durch spezielle Studien erhoben.

Täter aus dem Nahfeld¹² an (vgl. Bange & Deegener, 1996, S. 129–131; Wetzels, 1997, S. 16). Bei Wetzels findet sich folgende Differenzierung zur Täter-Opfer-Beziehung: 25,7% Unbekannte, 41,9% Bekannte und 27,1% Familienangehörige (vgl. Wetzels, 1997, S. 16). Sie gehen insgesamt von 10- bis 20-mal so viel Missbrauchsfällen aus wie im Hellfeld angegeben. Das wären 120.000 bis 240.000 Fälle, einige Schätzungen erreichen 300.000 Fälle von sexuellem Kindesmissbrauch pro Jahr insgesamt. Hier ist allerdings die unterschiedliche Bewertung der Studien, was als sexueller Übergriff, Missbrauch oder sexualisierte Gewalt gilt, zu beachten (vgl. Bange & Deegener, 1996, S. 41–49; Finkelhor, 2005, S. 81–94; Wetzels, 1997, S. 2f.). Es wird als realistisch angenommen, »dass etwa jedes vierte bis fünfte Mädchen und jeder zwölfte Junge sexuelle Gewalt erlebt« (Bange & Deegener, 1996, S. 49). Bei einem Teil der Kinder und Jugendlichen, die Opfer und Betroffene von sexualisierter Gewalt werden, ist davon auszugehen, dass sie als Jugendliche oder Erwachsene selbst zum Täter werden. Wie Untersuchungen zeigen, werden Personen, die als Minderjährige selbst sexualisierte Gewalt erlebt haben, mit einer Quote von 30–40% ihrerseits zu Tätern (vgl. Enders, 2001, S. 42).

Es gibt sowohl Täter als auch Täterinnen (vgl. Enders, 2001, S. 50–52). Jedoch stellen Männer den deutlich höheren Anteil und missbrauchen mehr Kinder. Bei den Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung (§§ 174–184b StGB) sind 94% der strafmündigen Tatverdächtigen männlich, im Bereich sexueller Missbrauch von Kindern (§ 176, 176a, 176b) 96% der Verdächtigen (vgl. Statistisches Bundesamt, 2012, S. 303, 309). Hinzu kommt, dass einzelne Täter oft mehrere Kinder, zum Teil gleichzeitig, missbrauchen. Einige Täterbiografien weisen mehrere hundert missbrauchte Kinder auf. Frauen missbrauchen weniger Kinder, diese aber oft über einen längeren Zeitraum (vgl. Enders, 2001, S. 55f.). Bei den Motiven zeigen sich geschlechtsspezifische Unterschiede. Die traditionelle geschlechtsspezifische Sozialisation kann hier als eine entscheidende Ursache für sexualisierte Gewalt durch Männer genannt werden (vgl. Kapitel 2.1; Enders, 2001, S. 45–47). Harten

12 Als Nahfeld kann das familiennahe und sozial vertraute Umfeld bezeichnet werden. Dazu zählen die Kernfamilie und der Verwandten- und Bekanntenkreis einer Familie oder Person.

beschreibt den familiären Einfluss auf die männliche Aggression und die Konfliktausprägung. Er sieht die geschlechtsspezifische Erziehung und Sozialisation als einen wesentlichen Faktor bei der Identitätsbildung und gerade sexuelle Gewalt in Störungen des Sozialisationsprozesses begründet. Traditionelle Geschlechterrollen in der Familie fördern diese negative Entwicklung ebenfalls, da sich männliche Aggression durch diese Rollenbilder legitimiert und das Weibliche nicht als gleichwertig gesehen wird (vgl. Harten, 1995, S. 159–164, 174–177). Er geht davon aus, dass sexuelle Gewalt ihren Ursprung in der primären Sozialisation hat, die hauptsächlich in der Familie stattfindet. Er sieht sowohl die Ursachen dafür als auch die Unterschiede in der Sozialisation von Mädchen darin begründet, dass in der Kindheit der heutigen Eltern noch stärker als heute, die Erziehungsaufgaben in Familie und Einrichtungen überwiegend von Frauen übernommen wurden und in der Erziehung Jungen gegenüber häufiger Gewalt angewendet und weniger Zärtlichkeit gegeben wurde (vgl. Harten, 1995, S. 161f.; 164; 257). Studien belegen den unterschiedlichen Umgang mit Gewalt und Zärtlichkeit gegenüber Kindern (zum Beispiel PARTNER III-Studie, 1990). Für einen großen Teil der jetzigen Eltern- und Großelterngeneration waren diese Sozialisationsbedingungen gegeben. Die Forderung von Harten (1995), mehr Männer in die primäre Erziehung einzubinden und diese im Sinne der Prävention sexueller Gewalt vor allem für Jungen anders zu gestalten, war eine zwangsläufige Schlussfolgerung aus diesen Erkenntnissen. Die aktuelle PARTNER 4-Studie (2013) zeigt hier deutliche Veränderungen im positiven Sinne (auf diese wird im nächsten Kapitel speziell eingegangen). Treffen die Schlussfolgerungen von Harten (1995) zu, so könnten sich diese Veränderungen für die nächste Eltern- und Kindergeneration positiv im Sinne einer Veringerung sexualisierter Gewalt durch Männer auswirken. Sexualisierte Gewalt durch Frauen findet anscheinend oft mit der Motivation der Bestrafung statt. Frauen machen Kinder für ihre gesellschaftliche Benachteiligung verantwortlich. Sie reagieren aufgrund ihrer Sozialisation autoaggressiver als Männer und dies kann sich auch gegen ihre Kinder richten. Neid wird ebenfalls als Motiv beobachtet, das Frauen sexualisierte Gewalt gegen Kinder ausüben lässt. Auch unter den Täterinnen gibt es Frauen, die als Kind selbst sexuell missbraucht wurden (vgl. Enders, 2001, S. 50–52).

Die Ursache sexueller Gewalt ist nicht mit einem Faktor allein zu begründen. Mit einer Verallgemeinerung, dass eine Verbesserung familiärer Lebensverhältnisse automatisch sexuelle Gewalt nahezu verhindern könnte, sollte vorsichtig umgegangen werden. Realistischer ist die Annahme, dass es sich um mehrere ergänzende Faktoren handelt. Die jeweiligen Sozialisationsbedingungen sind hier als ein sehr wichtiger Auslöser, zum Beispiel neben individuell-biografischen und gesellschaftlich-strukturellen, zu sehen (vgl. Enders, 2001, S. 42f., 45f.). Bange und Deegener haben mehrere Studien zu sexueller Gewalt und sexuellem Kindesmissbrauch ausgewertet und dabei auch die sozialen und familiären Ursachen untersucht (vgl. Bange & Deegener, 1996, S. 49–58). In den Studien wurde festgestellt, dass betroffene Kinder häufiger als nicht betroffene aus soziostrukturell und emotional beeinträchtigten Familienverhältnissen kommen. Kinder aus sogenannten »broken homes« scheinen anhand der Forschungsergebnisse gefährdeter zu sein, sexuell missbraucht zu werden. Missbrauchte Kinder geben signifikant häufiger als andere eine schlechte Eltern- und Eltern-Kindbeziehung an (vgl. Bange & Deegener, 1996, S. 54f.). In den Untersuchungen wurde ebenfalls eine weitere gemeinsame Komponente gefunden. In den Familien, in denen es zu sexueller Gewalt kommt, ist die traditionelle Rollenverteilung mit dem Mann als uneingeschränktem Familienoberhaupt häufig zu finden (vgl. Bange & Deegener, 1996, S. 56). Ein weiterer auffälliger Punkt sind rigide Sexualnormen. Kinder aus Familien, die Sexualität tabuisieren und strenge Sexualnormen haben, werden häufiger Opfer sexualisierter Gewalt (vgl. Bange & Deegener, 1996, S. 53; Enders, 2001, S. 35). In einer aktuellen Studie im Rahmen einer Diplomarbeit untersuchte Pössel (2013) die soziosexuelle Kindheitsentwicklung von Tätern. Die Täter wurden in zwei Gruppen eingeteilt: Kindesmissbraucher mit Pädophilie (MP) und Kindesmissbraucher ohne Pädophilie (OP). Diese wurden mit einer Kontrollgruppe (KG) verglichen. Insgesamt wurden Daten von 94 Männern erfasst und ausgewertet. Pössel konnte die oben genannten Ursachen zum Teil bestätigen. Die Gruppe der Kindesmissbraucher unterschied sich in den Bereichen Aufwuchsbedingungen, Familienklima, selbst erlebte Viktimisierung, schamhafte Sexualität und Zusammenhang zwischen sexueller Viktimisierung und sexueller Orientierung teilweise sehr deutlich von der Kontrollgruppe. Unterschiede gab es

ebenfalls zwischen den beiden Gruppen der Kindesmissbraucher. Hier zeigte sich bei den Tätern mit pädophiler Neigung, dass diese häufiger als die anderen Gruppen aus emotional instabilen Familienverhältnissen kommen und bedeutend mehr Trennungserfahrungen als Kind gemacht haben (vgl. Pössel, 2013, S. 63f., 82, 86).

Mehrfach wurde in dieser Arbeit bereits auf die neuen beziehungsweise die digitalen Medien eingegangen. Anhand aktueller Studiendaten konnte dargestellt werden, dass Jugendliche diese Medien sehr intensiv nutzen und über das Internet speziell zu Sexualität Wissen sammeln und Erfahrungen machen. In der PARTNER 4-Studie (2013) konnte festgestellt werden, dass Jugendliche heute am häufigsten sexuelle Belästigungen im Internet erfahren. 45% der weiblichen und 14% der männlichen Befragten gaben an, im Internet bereits sexuell belästigt worden zu sein. Auch wenn dies momentan von der Mehrheit der Jugendlichen nicht als folgenschwer und traumatisierend erlebt wird – im Gegensatz zu familiären Übergriffen zum Beispiel – muss die digitale Welt als neuer Raum für sexuelle Übergriffe beachtet werden (vgl. Weller, 2013a, S. 6f.).